

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26.04.1991

Äthiopien ganz nah: Leben am Rand der Welt

Von Andreas Altmann

Immer will ich schreiben gegen die Schwerkraft des Herzens. Will nachweisen, dass die Welt einen Sinn hat und das Menschenleben irgendwo ein Ziel. Will zeigen, dass irgendwann alles gut ausgeht und jeder so lebt, wie er sich das einmal vorgestellt hat. Aber ich bauchlande, stündlich. Mein Plädoyer klingt matt. Statt souveräner Rede stottere ich. Jeder Leimsieder weiss es besser, redet eleganter vom Unglück und der Ausweglosigkeit unseres Daseins.

Wie ich dann schrumpfe. Wie recht er hat. Jeder Blick auf die kaputte Erde beflügelt ihn, jede Nahaufnahme beschädigten Lebens gibt ihm tausend Mal recht. Der portugiesische Dichter Fernando Pessoa notierte einmal, dass wir zwei Leben haben: „Eines, das wir träumen, und ein anderes, das uns ins Grab bringt.“ Der Leimsieder erzählt immer Geschichten, die totmachen. Wäre er in Äthiopien gewesen, düster-triumphierend würde er berichten vom Ende der Welt. Wenn er auch manches übersehen will. Bilder, die hartnäckig in Widersprüche verwickeln. Weil Landschaften und Männer und Frauen vorkommen, die mitreissen und verführen. Eben wieder zum Träumen und der (kurzfristigen) Gewissheit, dass das Leben gut ist und ein endgültiges Urteil noch aussteht.

Das Land ist uralt. Im Sommer 1974 stochert ein Archäologe in der 40 Grad heissen Danakilwüste nach der Vergangenheit. Während er auf einige Knochen stösst, hört er den Beatles-Song Lucy in the sky with diamonds. Er nennt das Gerippe folglich Lucy und identifiziert es als unser aller Urmutter. Blutjung, einen Meter kurz, fast hirnlos.

Lucy klang den Äthiopiern zu frivol, sie nennen den kleinen Menschenaffen „Birkinesh“, die Wunderbare. Das passt zu ihrer Sehnsucht nach einer glorreichen Geschichte. Trat doch als erste Sensation die Königin von Saba auf. Henry Miller hat sie oft erwähnt. Als Lustobjekt, das er in seinem siebzehnjährigen Kopf splitternackt auszog und beschief. Der Schriftsteller kam dreitausend Jahre zu spät, denn die „atemberaubend schöne“ Königin von Jemen und Äthiopien war längst nach Jerusalem gereist, um von Salomons Weisheit zu erfahren und ihm beizuliegen. Sie „erkannten“ sich und neun Monate später kam ein Sohn zur Welt, den die Geschichtenerzähler Menelik I. nannten. Die salomonische Dynastie beginnt. Sie hält, mit kurzen Unterbrechungen.

Die drei Jahrtausende vergehen wie ein blutverschmierter Raubritterroman. Rom greift an, später Byzanz. Die Türken kommen, die Araber, afrikanische Stämme überziehen die Hochebene. Ein rohes Weib macht sich als „das Monster“ einen Namen. Im vierten Jahrhundert wird das Land christlich orthodox. Die Moslems rennen dagegen. Der Papst schickt seine katholischen Missionare. Alle reden vom Heil, alle schlagen tot.

The scramble for Africa beginnt, die europäischen Mächte England, Frankreich und Italien drängeln, teilen sich den schwarzen Kuchen. Doch Äthiopien hält stand, 1896 werden die

Italiener vernichtend geschlagen. Nur den nördlichen Teil, Eritrea, können sie halten. Der Rest von Abessinien bleibt frei, die Zeit der Mussolini-Invasion dauert nur fünf (bittere) Jahre.

Als letzter Nachkomme Salomons besteigt Prinz Tafari den Thron. Dieser blutrünstige Hanswurst wird als „Haile Selassie“ weltberühmt. Der Westen mag ihn. Er gilt als antikommunistisch und „berechenbar“. Während er vor laufenden Kameras mit gut abgehangenem Rindfleisch seine Hauslöwen füttert, wütet hundert Kilometer weiter nördlich eine Hungersnot, die er nachlässig verheimlicht. Am 12. September 1974 überrollt ihn die Revolution. Um ein Haar hätten sie ihn an die Wand gestellt, weil er nicht die Nummern seiner Schweizer Bankkonten preisgeben wollte.

Ein böses afrikanisches Märchen geht zuende. Es begann im Schoss der sagenhaften Königin von Saba und endet auf einem Pritschenwagen, mit dem sie den „Auserwählten Gottes“ aus dem Palast karren. Ein Jahr später stirbt er. Ein Prostataleiden, heisst es amtlich. Erstickt, vergiftet, zu Tode gefoltet, tuscheln die andern. Irgendwo scharren sie ihn ein.

Nach dem senilen Kaiser übernimmt der nächste Killer das Kommando. Diesmal ein roter Menschenhasser. Drei Jahre braucht Mengistu Haile Mariam, um sich den Weg nach oben freizuschliessen. Dann steht er oben. Viele Jahre. Die Bilanz seiner Arbeit ist kläglich. Der ehemalige Major gilt als Champion im Anhäufen falscher Rekorde.

Kurz vor dem Anflug auf die Hauptstadt reicht mir die Stewardess ein loses Blatt, Informationen für die Crew. Man muss grinsen, da steht: „Addis Abeba ist kein Einkaufsparadies.“ Der absurde Satz liest sich wie eine Warnung. Wie auch der folgende Hinweis, dass die Benutzung der Taxis nicht zu empfehlen sei, „da keine Insassenversicherung vorliegt“. Die Sorgen des Weissen Mannes in einem Land, das ums nackte Überleben kämpft. Kein Einkaufsparadies - gibt es ein blöderes Wort? - und keine Insassenversicherung. Kurz zuvor lief im Bordkino Shopping in London: Wo feine Stoffe kaufen? Wann rechtzeitig einen Butler ordern? Wie gekonnt eine Havanna schneiden? Man traut sich.

Eine schwierige Reise fängt an. Es gibt kein Benzin. Die Russen liefern nicht mehr, der Staat ist bankrott, der Golfkrieg verschärfte den Mangel. Hundertschaften von Autofahrern stehen mit Kanistern vor den Tankstellen. Abends wird es ruhiger, kaum Verkehr. Man hört das Rollen der Reifen, bergab schaltet jeder den Motor ab. In den „buna bets“, den Kaffeehäusern, sitzen die Mädels. Und trinken Shai, den süss duftenden Tee. Alkohol gibt es auch, manchmal sogar Kaffee. Kneipen mit Ganzkörperanschluss. Während der Kaiserzeit gab es dreitausend dieser Hinterzimmer, die am Eingang mit einem roten Lämpchen lockten. Heute soll es dreissigtausend geben. Ohne Lämpchen, jeder weiss Bescheid. Das Angebot ist knapp und übersichtlich: „short time“ oder „long night“.

Warme Atmosphäre, man trinkt und plaudert, keiner drängt, Blick in die schönen Gesichter der Frauen. Einmal treten ein Sänger und sein Mann an der Hammondorgel auf, singen ein sudanesisches Liebeslied. Die Geschichte zweier Liebenden, die alles überwinden: Die Wut des Vaters, der sich einen reichen Schwiegersohn wünscht. Die Flucht durch die Wüste. Die Geburt eines Kindes. Die Jahre des Alltags. Alles wohl Lüge, aber zehn sentimentale Minuten lang alles wahr, alle still und versunken.

Oft muss ich zurücklaufen, es eilt, es gibt keine Taxis, um Mitternacht beginnt die Ausgangssperre. Nur Hunde und Polizisten streunen durch die Strassen. Gleich am ersten

Abend traf ich vor dem Hotel drei Knirpse. Araya, Tesfaye und Endrias, zerlumpt und gerissen. „You give me, you give Jesus Christ“, jammerten sie, während Araya mit der rechten Hand über mein Gesicht streichelte und mit der linken nach meinem Stift fingerte. Das war das Zeichen für die beiden anderen, in meinen Hosentaschen zu wühlen.

Ich erkannte ihr Talent und wir richteten umgehend ein ordentliches Arbeitsverhältnis ein. Ich zahle regelmässig und sie sind dafür verantwortlich, dass ich unbelästigt das Hotel betreten und verlassen kann. Das funktioniert. Meine siebenjährigen Bodyguards verscheuchen die lauernden Taschendiebe.

Jeder Ausländer braucht für Reisen ausserhalb der Stadtgrenzen von Addis Abeba ein „travel permit“. Und den aberwitzig teuren „Begleitschutz“ von NTO, dem staatlichen Reisebüro. Der Norden - Bürgerkrieg mit den Provinzen Eritrea und Tigre - und der Südwesten - Aufstände der Oromo - sind grundsätzlich gesperrt. Mit Vollpension, Aufpasser und Klimaanlage durch Äthiopien? Mir schwindelt.

Das Land wimmelt von Spitzeln. Erich Honecker, vormals erster Lauscher beim eignen Volk, hat hier dem sozialistischen Bruder sein Know-how als Chefwanze überlassen. Mit Erfolg. Ich begeben mich zum „Ministry of Security“. Auf Umwegen erhalte ich die Reiseerlaubnis. Ohne Begleitschutz. Mitverantwortlich an der Sondergenehmigung hat der französische Dichter Arthur Rimbaud. Der Beamte, mit dem ich verhandle, kennt den Namen und ein paar der Gedichte. Er versteht, warum ich die Stadt betreten will, in der Rimbaud vor hundertzwanzig Jahren gelebt hat. Ein seltsam verborgenes und widersprüchliches Leben, in Harar, dem lange für Weisse verbotenen Ort.

Von den zwei Eisenbahnlinien des Landes ist eine funktionstüchtig. Die andere, im Norden, wurde demontiert und von der Kriegsindustrie eingeschmolzen. Die brauchbaren achthundert Kilometer führen von der Hauptstadt nach Osten, bis an die Küste von Djibouti. Um vier Uhr nachmittags bin ich am Bahnhof und um 20.11 Uhr setzt sich der Zug ruckartig in Bewegung. Die Toiletten stinken, der dreckige Boden, die überfüllten Waggons. Wie unwichtig. Vor einer Stunde war der Himmel noch rotviolett, nun scheint der Vollmond, vor dem offenen Fenster liegt Afrika. Ein sekundenlanges Glück durchströmt mich. Weil nichts fehlt, weil nichts anders sein soll.

Ich treffe Key Bahr, einen der diensthabenden Wachposten. Er hiesse, lächelt er, wie das Rote Meer. Nun, das Rote Meer ist bereits blau, schwankt leicht, führt mich zum Biermann und lädt mich ein. Der siebenfache Vater sagt den schönen Satz: „Wenn du ein Problem hast, gib es mir.“ Key Bahr wird mich wie andere Äthiopier etwas lehren, was schwer verständlich ist in einem Land, in dem alttestamentarische Krüppelfiguren am Strassenrand lungern und ihre Elendsjeremiade wimmern. Er wird eine Grosszügigkeit beweisen, von der ich nichts weiss.

Wir gehen auf Patrouille. Ich muss mit. Hält der Zug, rennt Key Bahr ans Ende des letzten Waggons. Dort hängt meistens ein Schwarzfahrer. Ein Fusstritt befördert ihn auf die Gleise. Bei Widerstand fuchelt der Boss eindrucksvoll mit seiner Browning. Einmal treten wir aus, der Zug fährt los, wir rennen und springen auf. Aber die Türen öffnen sich nicht, weil dahinter Menschenmassen und Gepäcktonnen liegen. Ein Warnschuss bringt Bewegung in den Haufen, Betriebsamkeit bricht aus. Irgendwann können wir hinein.

Die Nacht verläuft ruhig. Auf den Bahnsteigen der kleinen Stationen, wo wir kurz halten, schlafen die Obdachlosen. Auch Key Bahr liegt jetzt ausgestreckt mitten auf dem Gang, sein Pistolenhalter schaukelt im Rhythmus des Zuges.

Äthiopien folgt einem anderen Kalender, einer anderen Uhrzeit. Geht die Sonne auf, ist es ein Uhr früh. Geht sie unter, ist es ein Uhr abends. Dazwischen liegen die zwölf Stunden des Tages. Als es am nächsten Morgen um ein Uhr hell wird, fahren wir durch ein anderes Jahrhundert. Kamelkarawanen ziehen über das karstige Land, verschlafene Soldaten kriechen aus ihren Hütten neben den Brücken, Kinder treiben Kühe, Esel tragen die letzten Bäume als Brennholz nach Hause.

Zwischenstop in den Dörfern. Ein Mann zeigt mir stolz seine graue Volksarmee-Jacke, noch ein Restposten von Erich H. Leere Limonadenflaschen werden ausgeladen, Frauen verkaufen Orangen und Bananen, ein Verrückter uriniert kichernd und nackt neben der Lokomotive. Nach vierzehn Stunden und 520 Kilometer hält der Zug in Dire Dawa. Ich steige aus.

Um die Jahrhundertwende war das Wüstenkaff ein Camp für französische Eisenbahnbauer. Jetzt lebt es vom Schmuggel. Im Dajatu-Viertel liegt der riesige Markt, den sie „Taiwan“ nennen. Weil die erste (heimliche) Ware von dieser Insel kam. Jetzt liefern auch Japan, Korea, Singapur, China und Thailand. Kein Stück, so versichert mir Sisaye, der vor Ort als Informant für die Polizei arbeitet, komme aus Äthiopien. Nein, keiner will hier den Schwarzhandel abschaffen. Am allerwenigsten die Polizei. Sie will nur informiert sein. Um ihren Anteil nicht zu versäumen. Angeliefert werden die Radios, Rasierer, Bügeleisen und Cassettenrecorder über das Rote Meer. Die Frachter löschen auf offener See, kleine Boote schaffen die Kisten nachts an die achthundert Kilometer lange Küste. Dort warten die Kamele.

Aufbruch nach Harar. Der Bus fällt aus, kein Benzin. Ich schliesse mich einer Karawane an. Es sind Somalis, einer der achtzig Stämme des Landes. Die Treiber tragen ein Bambusrohr und ihre Teekanne, über deren Schnabel die Tasse hängt. Als wir die Polizeisperre am Rande von Dire Dawa passiert haben, trennen wir uns. Sie ziehen landeinwärts, ich gehe zurück zur Strasse. Privatautos gibt es kaum, aber Laster. Ich winke, zehn Minuten später sitze ich im Führerhaus eines Sattelschleppers. Der Fahrer und ich haben nicht einen einzigen Buchstaben gemeinsam, nicht yes, nicht einmal no. Aber Harar und mein fragendes Gesicht versteht er.

Nach den kahlgeholzten Steilhängen wird das Land saftig und fruchtbar. Kaffee wächst. Auch Chat, Grünzeug, das sich die Äthiopier ausdauernd in den Mund stopfen. Wir beide kauen, die leichte Droge stärkt die Konzentration.

Kurz nach Mittag kommen wir an. Negeshi will kein Geld, nur seine Adresse soll ich notieren. Damit ich ihm schreibe. Das, so übersetzt ein Dritter, würde ihn sehr freuen. Als ich den Vorplatz des kleinen Hotels überquere, registriere ich wieder dieses Glücksgefühl, das ich in Europa nicht kenne. Kein Glück für ein Verdienst, für eine Tugend, nein, nur das augenblickliche Glück. Weil die Lautstärke, weil das Licht, weil die Temperatur der Welt stimmen. Noch im Gehen erinnere ich mich an ein Gedicht von Giuseppe Ungaretti:

Ein jeder steht allein im Herzen der Erde
Getroffen von einem Sonnenstrahl
Und gleich ist es wieder Abend

Genau das. Als ich die Rezeption erreiche, ist das Glück schon vorbei. Ich muss kämpfen, alle Zimmer sind angeblich belegt, der Mensch misstraut wohl meinem Rucksack.

Die wuchtigen Mauern von Harar stehen noch immer. Früher war die Stadt ein Schauplatz für die Todfeindschaft zwischen Christen und Moslems. Kein Ungläubiger durfte sie betreten. Als

der englische Offizier Richard F. Burton sich 1855 heimlich und verkleidet einschleicht, wird er entdeckt und entgeht nur um Fussbreit dem Tod. Eine Generation später, im Dezember 1880, kommt Arthur Rimbaud nach einem dreiwöchigen Ritt durch die somalische Wüste hier an. Die Ägypter herrschen gerade, die Lage hat sich entspannt. Der Franzose ist jetzt 26 Jahre alt. Als Neunzehnjähriger hörte er auf zu schreiben. Bis heute weiss niemand, warum.

Wer seine Gedichte gelesen hat, ahnt, weshalb er als „poète maudit“, als verfluchter Dichter, in die Literaturgeschichte einging. Der Halbwüchsige schrieb mit dem Presslufthammer. Wie von Sinnen bohrt er nach Visionen, die ihn irgendwann überwältigen. Ein unheilbarer Schreibekel infiziert ihn. Mit knapp zwanzig ist er uralt, leer, verbrannt, wird still wie ein toter Vulkan. Alles, was er hinterher noch zu Papier bringt, sind wehleidige Briefe an seine Familie und platte Reiseberichte für die französische „Société de Géographie“. Kein Zauber mehr in seiner Sprache, nicht von fern erinnert eine einzige Zeile an jene überirdische Begabung, Worte nebeneinanderzustellen, die uns etwas von der dunklen Wahrheit des Lebens begreifen lassen.

Als Rimbaud nach Harar zieht, um für einen wohlhabenden Geschäftsmann in der Stadt ein Depot für Kaffee, Gummi, Elfenbein und Moschus aufzubauen, liegt bereits ein in seiner Intensität und Masslosigkeit beispielloser Leben hinter ihm. „L'homme aux semelles de vent“, den Mann mit den Windsohlen, nennt ihn sein Freund Paul Verlaine: Er wandert zu Fuss über die Alpen, geht nach Schweden zum Zirkus, arbeitet auf einer Plantage in Alexandria, plündert vor Suez gestrandete Schiffe, verpflichtet sich als Söldner in der holländischen Armee, wird Aufseher über einen Steinbruch in Zypern, sucht in den Häfen des Roten Meers nach Arbeit.

In der katholischen Mission treffe ich Père Emile. Er hat es nicht leicht. Sein Kirchlein gegen neunundneuzig Moscheen. Aber es gibt keinen Ärger. Emile ist ein halber Heiliger und die Moslems erkennen sein fürsorgliches Herz. Der alte Franzose, obwohl geistig Lichtjahre von seinem Landsmann entfernt, ist ein Rimbaud-Leser. Was er an Dokumenten zusammengetragen hat, lässt darauf schliessen, dass dem Dichter auf dieser Welt nicht zu helfen war. Zu gierig sein ungezügelt Verlangen, zu fordernd sein wütendes Herz, zu einsam seine unbeugsamen Sehnsüchte. Der Missionar führt mich durch das Haus, auch in den Salon. Hier hat Rimbaud gesessen, seine Gespräche mit den damaligen Missionsleitern sind verbürgt.

Es verschafft ein überwältigendes Gefühl, sich in der „Nähe“ eines Menschen zu bewegen, den ein so einzigartiges Genie jagte. Ich weiss noch, wie ich vor Jahren nicht weit von Tunis das Hotel Dar Zarrouk betrat, in dem André Gide oft gewohnt und gearbeitet hatte. Ich ging an die Rezeption und fragte, ob ich das Zimmer von ihm sehen könnte. Der Mann blätterte im Gästebuch und sagte: „Tut mir leid, aber Monsieur Gide ist bei uns nicht abgestiegen. Ein Freund von Ihnen?“ Ohne zu zögern log ich voller Ergriffenheit: „Ja, ein Freund von mir.“

Die Altstadt hat ihre Magie nicht verloren. Eng, schief, dunkel. Jeden Tag ziehen Kamelkarawanen durch die Tore. Noch immer backen die Frauen ihr Brot Injera - säuerlich und flach wie ein Putzlappen - über dem offenen Feuer. Wie alle Jahrhunderte zuvor hocken die Fliegen auf dem Fleisch der Metzger, klecksen die Esel aufs Plaster, fressen die Ziegen den Abfall der Strasse, stöhnen die Bettler ihr Schicksal. Schön der Blick auf die Oromo-Mütter, die aus den Dörfern zum Markt kommen, auf dem Rücken die Babies, um den Hals und die Arme den klimpernden Schmuck.

Aus verschiedenen Ecken faucht das Gebrüll der Kleinsten, zur Ehre Allahs. Zwei Dutzend Koranschulen gibt es am „viertheiligsten Ort“ des Islams. Das ist der Blick ins Mittelalter. Im Hinterhof sitzen die Kinder und krizeln die eingetrichterten Suren. Fünf bis acht Jahre lang dauert die Schulung. Arabisch lernen und den Koran, sonst nichts. Ganztägig. Erst hinterher dürfen sie auf die Grundschule, die keine zwanzig Prozent von ihnen abschliessen. Der Kabir, der Lehrer, überwacht entspannt durch die offene Tür den Unterricht. Lummelt auf weichen Decken, raucht, kaut Chat, trinkt Tee. Das stundenlange Gejohle stört ihn nicht. Auch nicht die Fliegenhorden und das Knallen der Peitschenhiebe, mit denen Achtjährige den Fünfjährigen das „Wort Gottes“ auf die Haut brennen. Ist der Unterricht zu Ende, wollen ein paar der Kleinen Sekunden früher davonrennen. Kein Ausweg. Am Tor werden sie zurückgeboxt, wieder das Surren des Ziegenleders. Seltsam, die Kinder scheinen nicht unglücklich. Sie nehmen es hin, haben nie etwas anderes erfahren.

Ich bin mit, nennen wir ihn so, Ahmed unterwegs. Früh abends zieht er sich zurück. Er ist jung und wird gesucht. Für den Krieg. Alle Monate wieder werden in Harar, wie überall in Äthiopien, Jugendliche von der Strasse weg zwangsrekrutiert. Nachts, so entsteht kein Aufruhr. Jede Kebele, jede Stadtteilverwaltung, muss bestimmte Quoten liefern. Ahmed hat einen Bekannten im zuständigen Gremium, der ihn rechtzeitig warnt. Der Junge spielt mir ein Papier zu, auf dem alle Namen der potentiellen Opfer aufgelistet sind. Daneben Anmerkungen, die Aufschluss darüber geben, wie bewusst das gemeine Volk, sprich Familien ohne Einfluss und Geld, „bevorzugt“ werden.

Ausserhalb der Stadtmauern, direkt hinter dem Erer-Tor, liegt das Lepradorf. Tausend verdämmern in den Tukuls, den lehmverkleisterten Bambushütten. Wer anklopft und eintritt, dem wird wieder klar, wie arm dieses Land ist. Man hört zuerst nur das Geräusch von flirrendem Ungeziefer. Langsam gewöhnen sich die Augen an die muffige Finsternis, sehen zuletzt drei verfaulende Menschenwesen. Der Fusstumpf einer Frau liegt offen auf der Erde. Seit Jahren spürt sie die blutleckenden Fliegen nicht mehr, das Fleisch ist tot. Die Alte sieht meine Verwirrung und streicht mir mit ihren verstümmelten Armen über den Rücken. Um meine Hilflosigkeit loszuwerden, lege ich einen Geldschein in ihren Schoss. Gäbe ich ihr eine Million, sie könnte sie nicht nehmen. Ihre Finger sind verschwunden.

Mystische Stadt. Spät durch die Gassen ziehen und im Licht der Mondnacht nur die glimmenden Zigaretten sehen, die Männer rauchen, die unter freiem Himmel schlafen. Plötzlich den nächtlichen Schatten eines Menschen bemerken, der zu sprechen beginnt und wie selbstverständlich zu einer Tasse Shai in sein Haus einlädt. Einen Sack Fleischreste kaufen und sich am Fallana-Tor aufstellen und Girmar und Mimy und Irso und Shermud rufen. Und warten, bis die Hyänen im Schutze der Dunkelheit näherkommen und die Knochen abholen. Noch eine Einladung zu einer „coffee ceremony“ annehmen und sich einlullen lassen vom Weihrauch, den Räucherstäbchen und dem Duft gerösteter Bohnen, den man sich ins Gesicht wedelt. Und bis ans Ende aller Tage nicht jene zehn Nachtstunden bei der Hexe Tiruwork vergessen, die greint und flüstert, flucht und bebt und sich hinter einem Vorhang verbirgt und mir fünf Bedingungen stellt - eine Woche lang keine gebärende Frau berühren, kein Totenhaus besuchen, keinen Geschlechtsverkehr haben, einen Tag ohne Alkohol und ohne Telbaöl leben -, bevor sie mich in ihre Nähe lässt. Und mich endlich unter Zuhilfenahme eines begnadeten Hokuspokus - Trommelwirbel, Gebetssalven, blubbernde Wasserpfeife - in ein Meer orientalischer Worte taucht, aus dem ich letztlich „geheilt“ und „vollkommen gesund“ wieder auftauche.

„Einst, wenn ich daran denke, war mein Leben ein Fest“, schrieb Rimbaud am Anfang seiner „Une saison en enfer“. Und drei Sätze weiter heisst es: „Ich fand sie bald bitter und stiess sie

wieder fort.“ Sie, das ist die Göttin der Schönheit. Der französische Dichter hat das Leben nicht ausgehalten. Nicht einmal, wenn es schön war. Auch in Harar kann er sein lodernes Herz nicht besänftigen. Ihn ekelt. Es widert ihn an, alles: seine armselige Existenz als Kaffeekrämer, sein mühseliger Versuch, ins Waffengeschäft einzusteigen, der Traum als Sklavenhändler das grosse Geld zu machen, die Nähe von Menschen, die Nähe einer Frau. „Ein Glück“, schreibt er aus dieser Zeit an seine Mutter, „dass es nur dies eine Leben gibt und wir dessen ganz sicher sein können, denn es ist unmöglich, sich ein anders vorzustellen.“

Wer nicht leben will, muss sterben. Bis zum Frühjahr 1891 wohnt er, mit Unterbrechungen, in der Stadt. Dann schwillt sein rechtes Knie, wird steif. Fieber kommt, ein satanischer Schmerz schwärt durch den Körper. Vor Jahren hat ein ägyptischer Arzt seine Syphillis behandelt. Jetzt sind die Ägypter vertrieben, die medizinische Hilfe nicht mehr verfügbar. Rimbaud verkauft alles, beschliesst nach Frankreich zurückzukehren. Auf einer Bahre tragen sie ihn die dreihundert Kilometer zum Roten Meer. Ein Sturm reisst die Karawane auseinander, die Kamele laufen davon, die Verpflegung verschwindet. „Der Aufenthalt in der Hölle“ wird höllische Wirklichkeit.

Zwischenstation im Krankenhaus von Aden, er verweigert die Amputation. Krebs kriecht durch seinen abgezehrten Leib, auf einen Dampfer erreicht er Marseille. Am 10. November, drei Wochen nach seinem 37. Geburtstag, stirbt er. Auf seinem Grabstein steht der Satz: „Priez pour lui“, betet für ihn. Isabelle, die bigotte Schwester, ist für diesen Unsinn verantwortlich.

Wie zäh Äthiopien an seiner Vergangenheit hängt. Hungersnöte gibt es hier nicht erst, seit BBC sie live überträgt. Auch der Krieg, der Streit zwischen den Stämmen und Religionen hat eine beharrliche Tradition. Die Amharen, die christliche Oberschicht, will die Macht nicht teilen, will alles für sich.

In monumentalem Gegensatz zu der politischen Borniertheit, dieser Unfähigkeit, sich als Nation zu empfinden und dieses manische Misstrauen füreinander aufzugeben, steht eine Wärme, ja scheue Zärtlichkeit dem Fremden gegenüber. Selbst der von seiner eigenen Trauer oft blinde Rimbaud hat sie mehrmals erwähnt, jene Fürsorge der „Eingeborenen“.

Natürlich, als weisser Fremder haben sie es leichter mit mir. Ich bedrohe sie nicht, gehöre zu keinem konkurrierenden Clan, bin nicht Moslem, nicht Christ, will kein Kamel entführen und keine Kuh heimlich melken. So lerne ich Männer und Frauen kennen, die mich immer dann beschützen, wenn ich dem Leimsieder begegne und er mir redet von der Boshaftigkeit der Welt.

Sobald ich Harar verlasse, ist meine travel permit ungültig. Aber das Innenministerium ist weit. Insgesamt werde ich siebzehn Strassensperren überqueren. Vorposten, um den Schmuggel zu kontrollieren. Aber mein Rucksack ist zu klein für einen Elefantenstosszahn aus Kenya und zu leicht, um zwanzig Kilo Kaffee ins rentable Addis zu schaffen. Niemand fragt nach meinen Papieren. Was die Polizei beunruhigt, ist die Tatsache, dass ich allein unterwegs bin, zu Fuss über einsame Landstrassen wandere. Eindringlich werde ich über den nächsten Stamm informiert. Die Kehle würde man mir aufschneiden und den Geldbeutel. Und abnehmen die Hoden und Unterschenkel. Erreiche ich dann - noch vollständig - eben jenen Stamm, vor dem ich gerade inständig gewarnt wurde, passieren zwei erstaunliche Dinge: Ich werde zum Essen eingeladen und gefragt, wie es denn möglich sei, so unbeschädigt hier anzukommen. Denn da, wo ich gerade herkäme, lebe ein ganz besonders hinterhältiger Menschenschlag.

Weiterwandern die einzige Strasse Richtung Hauptstadt. Mässiger Verkehr, kaum zwei Autos pro Stunde. Der Blick von den Serpentinaen fällt auf ein mächtiges Land. Immer, ja immer, hält ein Wagen, wenn ich winke. Also winke ich nicht und gehe. Weil ich etwas entdecke, was ich wieder lernen will: Reisen ohne Anschlussflug, ohne fahrplanmässige Garantie. In diesem Hungerleiderland Ätiopien kommt Vertrauen über mich, ich fühle mich behütet.

Beim Gehen die Welt anschauen: Ziegenböcke, die im Strassengraben kämpfen. Frauen, die im Dorftümpel die Wäsche waschen. Mädchen, die mit Eselskot die Felder düngen. Kuhhirten, die ihre Kalashnikow reinigen. Mütter, die ihren Kindern eine Glatze schneiden, Läuse plagen. Eine alte Frau, die mir dreimal ins Gesicht spuckt, der Speichel soll Glück bringen. Alte Männer, die ihre Hand heben und „welcome“ sagen. Und ich, den in solchen Augenblicken die zwanghafte Lust überkommt, mir einen Afrikaner vorzustellen, der mit dem Rucksack durch Deutschland spaziert und von den Deutschen mit „Willkommen“ begrüsst wird.

Gehen, nach Stunden fahren. Ich mache ein Zeichen und ein Limonaden-Laster hält. Sie sind zu fünft im Führerhaus, ich bin der sechste. Sie verteilen ihren Chat, ich meine Zigaretten. Geld nehmen sie nie. Die späte Nachmittagssonne leuchtet durch die Scheiben, man hört die Flaschen scheppern, von fern kommt uns ein Mensch auf der staubigen Strasse entgegen. Lässig geht ein Tag zu Ende.

Fast. Als wir auf gleicher Höhe mit dem Fussgänger sind, entfährt Abiy, dem Siebzehnjährigen neben mir, ein gellender Schrei. Während der anschliessenden Vollbremsung ziehen er und sein Bruder Maseret aus den Hosentaschen ihre Berettas 7.65 Kaliber, stossen die Tür auf und rennen hinter dem Mann auf der Strasse her, der sofort die Gefahr erkennt und in ein zwei Kilometer entferntes Dorf flieht. Ausser dem Fahrer nehmen alle die Verfolgung auf. Den Revolver in der Hand und im Laufschrift erklärt mir Maseret, dass der Mann ein Dieb sei und den Limonadenhändler mehrmals betrogen habe.

Eine zivilisierte Lösung bahnt sich an. Der Flüchtige verschwindet in einer Hütte, alle Einwohner strömen zusammen, grosses Palaver. Am Ende überredet ein Onkel den Gesuchten, sich zu stellen. Dafür müssen die Waffenbesitzer ihre Magazine ausleeren und die Patronen abgeben. Der Verdächtige wird hinten auf die Ladefläche verfrachtet, wir fahren weiter, nach zwanzig Kilometern kommt eine Polizeistation. Wir stoppen, sie bleiben, ich ziehe weiter.

Die Bilder verändern sich. Nach der fruchtbaren Hochebene geht es bei Asbe Tefari wieder hinunter und das Land wird Savanne, wird heiss, trocken und flach. Meist findet sich ein winziges „Hotel“ mit Bett, Nachttopf und Wasserflasche. Zum Waschen. Und einen Sonnenuntergang, der für alles versöhnt. Nicht versöhnt, nein, eher ein nächstes Wunder anhäuft. Im Gegenlicht des purpurfarbenen Abendlichts sitzen die Silhouetten der Marabus in den Kronen der Schirmakazien. Stille. Nur manchmal ein Flügelschlag. Es scheint, als atmete die Erde aus.

Ich renne hinaus in die Wüste, um den Himmel anzustauen, und die Kinder wetzen in eine Seitengasse, wo das Dorfkinostand, ein Videogerät. Das Kaff knallt, wenn Chuck Norris und Sylvester Stallone die Botschaften des Westens verkünden. Gibt es Strom, so haben sie überall dasselbe Nachtleben: Die Leichen aus Hollywood, die zugänglichen Mädchen und das Geplärr der Radios in den verrussten Kneipen, wo Männer rohes Fleisch essen und blau

werden vom Tej, dem hausgemachten Honigwein. Und die dunklen Gestalten, die mit amerikanischen Karabinern über den Schultern nach Minderjährigen fahnden.

Bei Mojo trampe ich in den Süden des Landes. Diesmal auf dem Soziussitz verschiedener Motorräder. Vorbei an den sieben berühmten Seen Äthiopiens, alle unbetreibbar, da in Beschlag genommen von feisten Krokodilen.

Jetzt kommt eine Geschichte, die keiner erfinden kann. Weil keiner sie glauben würde. Ich werde in einem Dorf abgeladen, Endstation. Ein paar Häuser, ein paar Hütten, die Hauptstrasse. Ich suche Wasser und finde das „Hotel Paradise“. Es gibt nichts, nur lauwarmen Shai. Ein gelähmter Alter starrt auf den Boden, drei Jugendliche dösen auf einer Bank, in einem Aluminiumteller liegt ein fader Rest Injera. Siesta, Stille, im Augenblick Stromausfall. Ich schlürfe meinen Tee und etwas ganz Unspektakuläres, ganz Ungeheuerliches passiert. Vier abgerissene Herren betreten den Raum. Der Jüngste nähert sich zielstrebig einem Stuhl und verrückt ihn zweimal. Dann schreiten alle gemeinsam zur Theke, schlagen ein grosses Buch auf und diskutieren. Ruhig, bald heftiger. Genauso: Hereinkommen, den Stuhl verrücken, das Buch aufschlagen, diskutieren. Bis einer der Herren mich entdeckt und freundlich lächelnd die Hand ausstreckt. Ich frage und er klärt mich auf. Sogleich schüttelt ein Freudeschluchzer meinen Leib. Weil Afrika phänomenal ist und hier noch Wirklichkeiten stattfinden, die mein armselig europäisches Hirn nicht mehr zu denken wagt. Hier, in diesem Kraal der Vierten Welt, amtshandelte der „TÜV“. Ich war gerade Zeuge einer routinemässigen Überprüfung des Paradise Hotels.

Tage später muss ich zurück. Eine Autostunde südlich der Hauptstadt halte ich in Debre Zeyt. Ein Unternehmen beginnt, das mich an den Saum meiner Kräfte treibt. Der Anfang ist sorglos, ein Landrover nimmt mich die ersten fünfzehn Kilometer landeinwärts mit. Dann kommen die nächsten fünfzehn, zu Fuss, mit Rucksack. Der nächtliche Regen machte die Erde schwer, fette Klumpen haften an den Stiefeln, die Sonne brennt. Nach dreieinhalb Stunden beginnt der Aufstieg zum 2989 Meter hohen Mount Ziqualla. Ganz oben, heisst es, gibt es ein Kloster, eine uralte orthodoxe Kirchengemeinde. Beten, fasten, heilige Schriften lesen, sonst nichts. Ich verirre mich, der enge Pfad hört auf. Ich gehe weiter, lande im Dickicht. Dornige Stauden, höher als zwei Meter, reissen über die Haut meiner Unterarme, über Hemd und Hose. Leichte Entspannung, als ich den Ausgangspunkt wiederfinde. Neuerlicher Aufstieg, diesmal stimmt die Richtung. Ich rauche viel, um die Fliegenpest zu vertreiben. Sechs Stunden später bin ich oben. Ich zittere vor Erschöpfung.

Der erste Mensch, den ich sehe, ist eine kleine, verkrüppelte Frau. Ein Buckel sitzt auf ihren Schultern. Eine Nonne. Wieder beginnt ein afrikanisches Märchen. Sadal lacht, als sie mich „Shai“ betteln hört. „Yes, yes, shai, shai“, kichert sie und nimmt mich bei der Hand. Die umstehenden Schwestern und Brüder folgen. Vorbei an der runden Holzkirche zu den im Wald verstreuten Lehmhütten, jede mit einem Kreuz auf den Tür. Sadal sperrt auf, breitet eine Bastdecke aus, besorgt zwei Wolldecken, um mich zu wärmen. Der schweissgebadete Körper friert jetzt, abends zieht ein kalter Wind über die Bergspitze.

Sie machen Feuer und kochen Wasser, eine Öllampe brennt. Ich trinke vier Tassen Tee. Jemand bringt einen Teller Bohnen, dazu drei hartgekochte Eier. Bevor sie mir das einzige Bett - es hört da auf, wo meine Knie anfangen - anbieten, ziehen mir Nonne Brama und Mönch Mariam die Schuhe aus. Vorsichtig, da ein halbes Dutzend Blasen wehtun. Inzwischen steht wieder ein Topf warmen Wassers bereit. Und Brama giesst und Mariam wäscht meine Füsse. Sanft, geduldig. Und so heiter und unbefangen, dass ich es annehmen kann und kein

Augenblick der Scham die Zeremonie beschwert. „No problem here“, kichern sie, „everything happy“.

Vielleicht habe ich etwas begriffen von diesem Land. Rückblende: In dem Lepradorf neben der Stadtmauer von Harar gab es eine bescheidene Krankenstation. Im Vorraum sass eine alte Frau mit einem Baby. Die dünnen Glieder, die grossen Augen im grossen Kopf, der Blähbauch. Die Kleine biess in den eigenen Unterarm, Zeichen von Hunger. Auf jedem Körperteil die grässlichen Fliegen. Die Mutter war kurz nach der Geburt gestorben, und die Grossmutter wohnte weit draussen, hatte nicht die Kraft, jeden Tag hierher zu kommen. Krankenschwester Nigisti brachte eine Milchflasche, legte das Kind in eine Wanne, wusch es, schnitt die fast unsichtbaren Nägel. Noch immer biess es in seinen Unterarm, noch immer wimmelten die Fliegen um seine Augen.

Zurück im Behandlungszimmer fiel mein Blick auf den überfüllten Warteraum. Ich wollte etwas fragen und konnte nicht. Vermutlich der Stress. Ich versuchte es noch einmal, wieder vergeblich. Schon schauten die Leute herüber, und ich hörte Nigisti sagen: „You don't have to cry.“ So stimmt der Satz, den der amerikanische Fotograf Robert Capa kurz vor seinem gewaltsamen Tod gesagt hat: „Du musst ganz nah herankommen, erst dann wirst du verstehen.“